



# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der  
Grunauerischen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 10. September 1903.

(Nachdruck verboten.)

## Frau Hadwig.

Eine Strandgeschichte von Ella Lindner.

(Fortsetzung.)

Hadwig ist zu müde, um sich heute mit dem Kleinen zu zanken. Aber einen leisen Stachel lassen seine Worte doch in ihrem Herzen zurück. Es ist wahr. Zürke hat sich in letzter Zeit mehr als ihr lieb gewesen, mit dem blonden Mädchen beschäftigt, dennoch vertraute sie ihm. Doch nun —

„Da schauen Sie mal, Frau Hadwig,“ der Schriftsteller bleibt stehen und hält auch sie am Armel zurück, „ist das denn nicht Almers mit der Willing?“

„Ich kann die Personen nicht erkennen,“ antwortete sie gleichgültig, und dabei will ihr das Herz zerspringen, denn sie sprach die Unwahrheit. Sie hat nur zu gut Zürke und Rose erkannt.

„Schau, schau,“ Herbart reibt sich vergnügt die Hände, „ein Dämmerspaziergang! Wie poetisch! Ja, ja, Handelsherren sind keineswegs so profaisch, wie man glaubt.“

Hadwig schreitet so hastig weiter, daß er ihr kaum zu folgen vermag und auch Anne und der Professor ein ziemliches Stück zurückbleiben. Des Blinden Hand liegt auf Annes Arm, und sorglich leitet sie ihn. Und wie sie nun so langsam nebeneinander herwandern, da sagt er ihr, daß er sie liebt hat und bittet sie, sein Weib zu werden. Anne ist grenzenlos verwirrt und überrascht. Sie war bis jetzt so ausschließlich mit Zürke Almers beschäftigt, daß ihr der Gedanke an eine Verbindung mit dem Professor kaum gekommen ist. In die Ferne hat sie sehrend geschaut, und derweil lag das Glück so nahe! Aber ob es auch ein Glück in Wahrheit ist — ein Glück für sie, für den Mann? Betrügt sie nicht ihn und sich, wenn sie einwilligt, sein Weib zu werden? Statt jeder Antwort spricht sie ihm von ihrer Liebe — ohne Zürkes Namen zu nennen — sie hält diese Offenheit für ihre Pflicht. Als sie zu Ende ist und nun zaghaft emporblickt, liegt ein Lächeln auf seinen Zügen.

„Anne, mit diesem Märchenprinzen nehme ich den Kampf auf. Mit dem hoffe ich fertig zu werden.“

Und da geht plötzlich ein Wunderseltfames in ihr vor. Ihr wird mit einemmale so wohl. Sie fühlt sich so sicher — so geborgen — ein leises, leises Glückgefühl wacht in ihrem Herzen auf. Wenn er ihr hilft, dann muß es ja anders werden, besser, sie hat so viel Vertrauen zu ihm, wie zu keinem Menschen sonst — er wird sie schützen, er ist stark, trotz seiner blinden Augen. Sie legt das Köpfchen an seine Schulter.

„Anne, was antworten Sie mir?“

„Wenn Sie mich nun noch wollen.“

„Wollen?!“ Witten auf dem Weg bleibt er stehen. „Wollen! O, Du Kind! Du liebes, törichtes! Du mein Lichtlein!“ Er nimmt sie in seine Arme, und sie duldet es, daß er sie küßt, wieder und wieder.

„Hab' Nachsicht mit mir,“ bittet sie.

„Nachsicht? Die wirst Du mit mir haben müssen. Mein Kleines, Du bekommst einen Blinden zum Mann, hast Du es auch recht bedacht?“

„Ja.“

„Und solch ein Blinder, Geliebtes, der macht viel Last.“

„Eine liebe Last!“ antwortet sie innig.

„O Du!“ Noch einmal zieht er sie an sich. „Du! Wie ich Dir danke! Du, mein Liebstes!“

Eng aneinandergeschmiegt gehen sie weiter.

Noch am selben Abend wird die Verlobung im Hotel bekannt. Der Professor ist ja nicht eine Viertelstunde im Stande, sein Glück zu verbergen. Natürlich will nun jeder lange vorher gewußt haben, daß es so kommen würde, man gratuliert, fragt, schwätzt durcheinander, und Anne atmet auf, als sie endlich einen Augenblick Ruhe hat. Sie steht mit Hadwig halbverborgen hinterm Flügel, während Zürke Almers mit dem Professor am Fenster lehnt. Verstoßen schaut Anne hinüber. Er hat ihr auch Glück gewünscht heute Abend, hat ihr sogar die Hand geküßt — und nun wundert sie sich, daß sie so ruhig geblieben ist bei alledem. Mit keiner Wimper hat sie gezuckt.

„Anne,“ Hadwigs Hand sticht sich in die ihre, „liebe Anne! Ich freue mich so mit Dir!“

Anne streichelt zärtlich die kalten Finger.

„Vor Dir liegt eine reiche Zukunft,“ fährt Hadwig fort. „Einem Menschen alles sein dürfen — Schöneres gibt es nicht auf der Welt. Dein Leben hat einen herrlichen Inhalt bekommen.“

„Und Deines, Hadi?“

„Meines? Ach —“

„Deines wird ihn noch bekommen. Ekkehard wird um Frau Hadwig werben, und sie vertauscht den Hohentwiel mit der stolzen Brema und wird in dem alten Patrizierhaus herrschen als wunderschöne und vielgeliebte Herren. Nicht so?“

Die Gefragte schüttelt den Kopf. „Nein!“ Und dies „nein“ klingt dermaßen sonderbar, daß Anne nicht weiter zu forschen wagt.

## VIII.

Zürke Almers fuhr auf die Sandbank zur Robbenjagd. Die andern begleiten ihn bis dahin, wollten darauf weiterregeln, und nach zwei Stunden ihn wieder abholen.

„Was würden Sie tun, wenn die Flut käme und unser Boot nirgends in Sicht wäre?“ fragte Herbart. „Müßte eine verteuflerte Situation sein! Einfach so weggespült werden.“

Mmers prüfte gerade sein Gewehr.

„Glauben Sie nur nicht, daß ich mich einfach so wegspülen ließe,“ sagte er ruhig.

„Ja, der gute Wille würde Ihnen wohl verflirt wenig helfen, Berchrtester!“

„Doch, der gute Wille ist alles!“

„Na, na! In dem Fall! Denken Sie, wenn jetzt das Wasser um Sie herum stiege mehr und immer mehr,“ Herbart schien sich diese Möglichkeit mit besonderem Vergnügen auszumalen, „schon ist nur das letzte Löffelchen der Sandbank noch frei. Sie stehen dort, schauen nach Hilfe aus, verzweifelt — denn das Wasser bespült Ihnen bereits die Füße, und es wächst, wächst mit unheimlicher Schnelligkeit, aber kein Boot ist zu sehen, nirgends naht die Rettung, und um Sie gurgelt die dunkle Flut.“

„Man kann ja von der Sandbank nach dem Ufer schwimmen,“ meinte Zürke gleichmütig.

Herbart fiel aus allen Himmeln. Dieser Mmers war ja klassisch in seiner olympischen Ruhe. „Sie, das Schwimmen sollte Ihnen bei dem Wellenschlag doch „büßchen“ schwer werden! Das hält niemand aus — Sie auch nicht.“

„Wollen wir wetten? Sie können ja vergessen, mich abzuholen, wenn es Ihnen Spaß macht.“

„Spaß? Na —“ der kleine Schriftsteller fühlte ein eigenartliches Prickeln in allen Nerven. Der Vorschlag reizte ihn seltsam, aber dennoch siegte schließlich das Bessere in ihm. „Ne — lassen Sie man! Ich will Ihr kostbares Leben nicht auf dem Gewissen haben. Aber weiß der Kuckuck! Zutrauen tue ich Ihnen die Tollheit.“

„Das ist keine Tollheit, nur Notwehr.“

Herbart mußte Zürke bewundern — wider Willen. Sein ganzes Wesen zog den Kleinen an. Er haßte und liebte ihn zugleich, aber der Haß war stärker als die Liebe.

Hadwig hatte zu all dem geschwiegen. Mit zusammengezogenen Brauen und festgeschlossenen Lippen saß sie am Backbord und schaute über Zürke fort ins Weite. Sie beachtete es auch kaum, daß das Boot anlegte und er ans Land stieg. Erst als das Fahrzeug ins offene Meer hinausglitt, warf sie einen verstoßenen Blick nach der Sandbank, wo Zürke, in Seehundsfelle gehüllt, auf einem alten Segel am Boden lag und regungslos seiner Beute harrete. Inzwischen passierte man die roten und schwarzen Tonnen und schaukelte sich im Fahrwasser der großen Ozeandampfer. Die Wogen gingen mächtig hoch und warfen das Boot im tollen Spiel hin und her. Bald tanzte es feck droben auf schäumenden Wogenbergen, dann wieder schoß es mit Blitzgeschwindigkeit in dunkle Täler, bald legte es sich auf diese Seite und bald auf jene, so daß es den Anschein hatte, als wollte es die Insassen gelegentlich in die kalte Flut schütten.

Das war eine Fahrt nach Hadwigs Sinn! Dies Loben des Elementes war ihr gerade recht! Mitten im Boot stand sie und schaute furchtlos hinein in den Aufruhr der Flut. Auch Anne und der Professor waren zum Glück seefest. Aber Herbart, der arme Herbart war schlimm dran! Ihm ging es miserabel. Sein Teint erhielt die unmöglichsten Nuancen! Im ganzen Leben, so versicherte der Beklagenswerte, sei ihm noch nicht in der Weise elend gewesen, ein Unwohlsein in der Kindheit abgerechnet. Das war, als Tante Bella mit ihm zum Vogelschießen eine Mark auf dem Karussell verfahren hatte. Da war es ihm selbstredend schlecht geworden — genau wie jetzt! O, dasselbe Elend im Magen und diese entsetzliche Leere im Schädel! Gräßlich! Gräßlich! Er stöhnte zum Erbarmen. Anne fühlte ein menschliches Mitleiden und bot ihm ein Brötchen an. Aber er dankte, entrüstet fast, daß man seinem Zustand so wenig Verständnis entgegenbrachte. Jetzt essen — brrr! Wenn wenigstens

die zwei Stunden erst vorüber wären! Ihm dünkt es bereits eine Ewigkeit daß sie auf dem Wasser bergan und bergunter schossen. Jetzt dachte er nicht mehr daran, den Robbenjäger zu vergessen — im Gegenteil —

„Wo ist die Sandbank und die Küste? Herrgott, man sieht ja überhaupt kein Land mehr! Borchmann,“ schrie er dem Schiffer zu, „Sie gondeln uns wohl nach Amerika? Ach, wenn wenigstens das vermaledeite Schaukeln nachlassen wollte! Ich halt's nicht mehr aus.“

„Dieses Schwanken und Schweben und Schaukeln ist unerträglich!“

Vergebens späht mein Auge und sucht

Die deutsche Küste. Doch ach! Nur Wasser

Und abermals Wasser, bewegtes Wasser!“

zilierte Hadwig spottend in seinen Jammer. „Sie sehen, auch Ihr Kollege Heine konnte der Seefrankheit nicht entgehen. Und der schrieb dabei noch ein Gedicht! Nehmen Sie sich ein Beispiel an ihm!“

Herbart blieb ihr die Entgegnung schuldig. In seinem Elend war ihm Heine mehr denn gleichgültig. Mochte der dichten! Er, Herbart, hatte jetzt nur einen Wunsch: Land!

Endlich erreichte man die Sandbank. Zürke hatte richtig eine Robbe geschossen — ein Prachtexemplar — und während er dieselbe mit Hilfe des Schiffers ins Boot schaffte, erholte sich der Kleine etwas.

„Was machen Sie denn mit dem Vieh?“ erkundigte er sich, die Füße gegen den runden Seehundskopf stemmend.

„Das wird am Spieß gebraten, und nachher gibts ein Festessen“, antwortete Zürke ernsthaft. „Sie sind schon heute feierlich dazu eingeladen.“

„Pui Teufel!“ rief Herbart mit dem Aufwand aller Kraft und schüttelte sich vor Ekel. „Ich vertrag so was nicht!“

„Nein? Schade!“

„Aber das Fell können Sie mir meinetwegen dedizieren.“

„Bedaure, ich habe bereits Verwendung. Das nächste Mal, lieber Herbart! Fräulein Anne,“ er wendete sich ihr zu, „da ich auch gern etwas zur Ausstattung Ihres neuen Heims beitragen möchte, so erlauben Sie wohl, daß ich Ihnen den Pelzrock dieses alten Burschen schenke?“

„O wirklich?“ Sie errötete vor Freude. „Danke vielmals!“ Sie reichte ihm die Hand. „Es wird mir eine liebe Erinnerung an Langeoog sein.“

Hadwig biß die Zähne aufeinander vor Zorn und Weh und Scham! Ihr hatte es Zürke versprochen vor kaum ein paar Tagen, und nun bot er es Anne zum Geschenk! Und er wußte, wie sehr sie gerade solch glattes Seehundsfell liebte! Herbart streifte sie mit einem schnellen Blick. Ihm war es recht so, wie es kam. Nur daß Hadwig unter Zürkes Benehmen litt, empörte ihn. Sie sollte das nicht. Doch ihre Freundlichkeit ihm, dem Schriftsteller, gegenüber söhnte ihn schließlich wieder aus. Sie beschäftigte sich auf der Heimfahrt allein mit ihm, und das stärkte ihn ordentlich, aber trotzdem dankte er allen Göttern Griechenlands, als das Boot endlich anlangte. Wenn er jedoch nun gehofft hatte, daß sein Unwohlsein sich an Land sofort in das schönste Wohlsein umwandeln würde, so täuschte er sich gewaltig. Drei volle Tage hielt es noch an. Er konnte, im Strandstuhl liegend, nicht die Augen schließen, ohne daß die Welt sich mit ihm im Kreise gedreht hätte. Und dies körperliche Unbehagen beeinflusste auch sein jeelisches Leiden. Er war kaum mehr er selbst, zerfiel mit Gott und aller Welt und vermochte Hadwigs Nähe kaum zu ertragen — dennoch aber suchte er sie. Mit Mmers war es völlig aus. Mit dem fing er Streit an, wo er nur konnte.

An einem trüben, stürmischen Tag hatte Herbart früh das Hotel verlassen und war an den Strand gegangen. Dort zog es

aber dermaßen, daß an ein Ruhen im Korb oder Stuhl nicht zu denken war. Mißmutig wanderte er nach dem Herrenstrand, und kroch dort in einen Badekarren. In diesem war er von allen Seiten vor Wind geschützt. Blasz und vergrämt saß er und schaute hinaus aufs Wasser. Eine Möwe schwebte über den Wellen, die silberne Brust in der Flut badend, und von irgendwo her erscholl der seltsame klagende Laut der Seeschwalben. Herbart konnte auch die Sandbank sehen und eine Anzahl Robben, die sich dort sonnten. Die Sandbank! Ob Zürke im Ernstfalle wirklich schwimmend die Insel erreichen würde? Der Kleine bereute jetzt beinahe, daß er die Wette nicht gehalten hatte. Aber vielleicht ließe sich die Sache noch arrangieren. Eine Wette! Wenn dabei ein Unglück geschah, so trug ja niemand die Verantwortung, auch er — Herbart — nicht. Wirklich nicht? Er stützte den Kopf in die feine, nervöse Hand. Wirklich nicht? Gerichtlich konnte er freilich nicht belangt werden, nein, aber — das Gewissen! Ob das ihn auch freisprechen würde, wenn — —

„Ach“, er fuhr sich über die Stirn, als wolle er die Gedanken verschrecken, die ihn quälten, folterten. „Wahnsinn!“ Dann zog er sein Notizbuch aus der Tasche. Er hatte gestern ein Märchen geschrieben, das las er nun, um den eigenen Gedanken zu entsiehen.

„Es lebt ein alter Volksglaube, welcher behauptet, daß ein zertretener Wurm nicht sterben könne, so lange die Sonne noch am Himmel steht. Erst mit dem letzten Lichtstrahl, heißt es, verglimmt auch des Wurmes letzter Lebensfunke. Da war nun mal solch ein Wurm, solch ein armseliger, den niemand leiden mochte, weil er häßlich war, grundhäßlich. Nur eine machte sich nichts aus dieser Häßlichkeit. Das war die Sonne. Liebevoll wärmten ihre Strahlen den armen Wurm und erhellen sein freudloses Dasein. Und in seiner Seele wachte eine große Liebe auf zur Sonne, und diese Liebe wuchs und wuchs und trug ihn auf schimmernden Flügeln empor aus all dem Schmutz der Erde. Und einmal, da konnte er nicht anders, da mußte er sein Glück einem Menschen mitteilen, weil die übergroße Seligkeit ihm sonst das Herz zersprengt hätte. Aber der Mensch lachte ihn aus.

„Du Wurm, Du armseliger, was Du Dir einbildest! Die Sonne muß Dich ja wärmen, auch wenn sie nicht wollte. Du liegst ihr doch fortwährend im Weg! Aber glaub nur nicht, daß sie Dir allein die Wohlthat erweist. Bewahre! Sie teilt allen aus von ihrem Reichtum, sie ist eine Verschwenderin und hat noch dazu ein weites Herz.“

„Dann sie denn alle lieben?“ fragte der Wurm enttäuscht.

„Lieben?“ lachte der Mensch. „Ja, was man so lieben nennt! Ihre tiefste Neigung gehört nur einem —“

„Wem?“ Der Wurm zitterte förmlich vor Erregung.

„Dem Meer.“

„Dem Meer? Ach —“

„Ja, gewiß! Hast Du noch nie gesehen, wie sie mit ihm koft, es küßt und ihm Gold in die Locken flücht? Sahst Du noch nicht, wie sie am Abend mit einem Strahlenlächeln in seine Arme sinkt, die es ihr jauchzend entgegenbreitet? Am Herzen des Meeres ruht sie aus von den Mühen des Tages. Manchmal freilich gibt es auch Zank zwischen ihnen, und dann ist sie verstimmt und zieht einen dicken Wolkenschleier vor ihr schönes Antlitz, und das Meer wird schließlich nach all dem Loben ernst und müde. Regungslos liegt es da, nur hin und wieder rollt eine Welle matt zum Strande. Dann aber zürnt und grollt es von neuem und holt sich den Bruder Sturm zu Hilfe, damit er die Wolkenschleier zerreiße und Frau Sonne versöhne. Sahst Du das noch nicht?“

Der Wurm krümmte sich in heißer Qual.

Daß die Sonne zu anderen noch freundlich und gut war, das mußte er, das hätte er ertragen — daß sie aber einen so ausschließlich liebte, das brach ihm sein Herz. „Es ist wohl besser, ich sterbe nun.“

Der Mensch nickte gleichmütig. „Ja, das magst Du halten, wie Du willst, ich für mein Teil hab gefunden, daß sterben oft besser ist, denn leben.“

„Warum bist Du denn noch nicht gestorben?“

„Was gehts Dich an!“

„Du hast recht! Was gehts mich an.“

Der Mensch wollte sich entfernen, doch der Wurm hielt ihn zurück.

„Töte mich!“ bat er. „Ihr Menschen seid ein grausam Geschlecht. Es kann Dir nicht schwer werden. Töte mich!“

„Gern“, sagte der Mensch und versetzte ihm einen Fußtritt. Aber darum war der Wurm doch lange nicht tot. Ein Wurm stirbt so schnell nicht. Noch stand die Sonne hoch am Himmel und obgleich sich der Wurm wand in rasendem Schmerz, so wollte doch der erlösende Tod nicht kommen. Des Wurmes ganze Seele hing ja an der Sonne, und die hielt sein armselig Leben in ihren Händen. Und er mußte ruhig zusehen, wie sie schmeichelnd das Meer küßte, wie ihre Strahlenfinger kosend darüber hinglitten und wie sie endlich in die geöffneten Wogenarme sank. Ein letzter Lichtgruß huschte über die zitternde Wasserfläche zu dem Wurm und baute eine goldene Brücke von der Sonne bis zu ihm. Dann erlosch das Licht. Kalt — dunkel lag das Meer — der Wurm zuckte noch einmal leise zusammen und — starb. Niemand kümmerte sich weiter um ihn, niemand war, der ihn vermissen würde. Und die Sonne? Bis die wieder erwachte aus selbigem Traum, hatte sie den armen Wurm wahrscheinlich auch vergessen — vergessen —

Herbart klappte das Buch zu.

„Vergessen“, murmelte er. „Nein, sie soll mich nicht vergessen — sie soll nicht.“

Ein leises Geräusch ließ ihn erschreckt auffahren. Die umherliegenden Muscheln knirschten wie unter leichten Tritten, und gleich darauf erschien Hadwig in der Nähe des Badekarrens. Sie kam aus den Dünen — allein — Herbart konstatierte dies mit heimlicher Genugtuung — und war über den Abhang am Herrenstrand hinuntergesteigert. Der Wind hatte ihr eine ganze Ladung Sand ins Gesicht getrieben. Ein graubärtiger Zusulaner, der des Weges kam, tröstete sie damit, daß Sand klare Augen macht, und trotzdem ihr dies ziemlich zweifelhaft erschien, nickte sie doch dem Alten lächelnd zu, aber es war ein müdes Lächeln. Dann entdeckte sie den Schriftsteller. Sie kam heran und fragte teilnehmend nach seinem Befinden. Währenddem nahm sie unaufgefordert auf den hölzernen Stufen seines Karrens Platz und begann langsam einen Strauß Dünengras zu ordnen.

„Was haben Sie denn Schönes geschrieben?“ erkundigte sie sich mit einem Blick auf sein Notizbuch.

„Ach, nichts“, knurrte er. „Ein Märchen.“

„Ein Märchen?“ staunte sie. „Ich wußte noch gar nicht, daß Ihnen auch Märchen einfallen.“

„Na, so üppig ist das „Märcheneinfallen“ auch nicht. Manchmal. Es kommt auf die Stimmung an. Das verstehen Sie nicht.“

„D ja, ich verstehe es schon. Ich kann es mir sogar recht gut denken.“

„Was?“ fragte er rauh.

„Nun eben — das mit der Märchenstimmung. Manchmal —“ Der Strauß sank in ihren Schoß — „manchmal wird einem alles zum Märchen, alles, was man erlebt und erleben

möchte. Ich hab mir auch bisweilen Märchen zusammengedichtet —“ sie unterdrückte einen Seufzer — „und wenn man dann so mit einem Male aufwacht, dann —“

„Ist die Wirklichkeit schöner als das Märchen! Ja, bei Ihnen wird es so sein, aber nicht bei mir. Mein Märchen ist traurig —“

„Oh —“

„Bedauern Sie mich nicht“, fuhr er sie an.

„Nein, das tue ich auch nicht. Weshalb denn? Weil das Märchen traurig ist? Ach, Ihr Dichter schwelgt oft in schwarzer Trübsal und seid dabei doch vergnügt. Man kann Euch nie recht glauben. Wollen Sie mir Ihr Märchen vorlesen?“

„Nein —“

Nun schwiegen sie beide. Und dann ging sie. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und brütete dumpf vor sich hin. Sein Märchen! Wenn sie ahnte, was der Sinn desselben, und wie viel Herzweh zwischen den Zeilen stand! „Ihr Dichter schwelgt in schwarzer Trübsal und seid doch dabei vergnügt!“ wiederholte er bitter. Was wußte sie! Sie war in seinem einsamen Leben aufgegangen wie eine rote Blume, sie hatte ihm viel Glück gebracht und auch viel — Leid! Dichterleid — war es nicht auch Menschenleid? Tiefes, tiefes Menschenleid? Gerade, weil er ein Dichter war, empfand er ja alles so tief, so schmerzvoll — aber was wußte sie davon! Und er liebte sie doch — ach, wie er sie liebte! Und nun kam einer und wollte sie ihm nehmen! Sie, die sein Einziges, sein Höchstes, die sein ganzes Leben war! Er kannte sie, wie keiner sonst. So hatte Werner Otten sein Weiß nicht gekannt wie er. Gehörte sie ihm da nicht zu von Gottes und Rechts wegen? Ihm allein — keinem anderen! Und wieder schaute er hinüber zur Sandbank, und wieder rangen Licht und Finsternis in seiner Seele. Nur in einem gab es Rettung für ihn — in der Flucht! Aber er konnte nicht — die Leidenschaft war stärker als er, die hielt ihn fest mit tausend Ketten. Dennoch sprach er am Abend von seiner Abreise. Natürlich wurde ihm von allen Seiten entgegengeredet, und was für Gründe er auch vorbringen mochte, niemand respektierte sie, Herbart wurde immer erregter. „Ich habe zu arbeiten!“

„I wo, Verehrtester! Die Arbeit ist kein Frosch, die hupft Ihnen nicht davon.“

„Aber die Stimmung —“

„Egal! Vor dem dreißigsten dürfen Sie nicht fort. Das wäre noch besser.“

Der dreißigste war Annes Hochzeitstag. Das Paar wollte sich noch auf Langeoog trauen lassen und die Vorbereitungen waren bereits mächtig im Gange. Sie hatten von einem längeren Brautstande abgesehen, weil Anne elternlos war und der Professor außerdem behauptete, keine Stunde mehr ohne Anne leben zu können.

„Du hast mich schon so verwöhnt, Kleines. Es würde ganz finster um mich werden, wenn ich mein Lichtlein entbehren müßte.“

Und sie war mit seinen Anordnungen zufrieden. Auch Zürke Allmers, der so viel mit seiner Abreise drohte, hatte schließlich versprechen müssen, bis dahin auf der Insel zu bleiben, wenn es sich irgend ermöglichen ließe. Nun freilich reute ihn fast sein Versprechen, denn wie er jetzt mit Hadwig stand, war die Sache kein Vergnügen. Doch Anne und der Professor hatten sein Wort und das wollte er halten. Zürke Allmers war gewissenhaft, auch in kleinen Dingen. Aber nun Herbart! Weshalb der so plötzlich an die Abreise dachte! „Fräulein Conitz“, meinte jemand, „Sie könnten Herrn Herbart am ehesten zureden. Sie sind ja die Hauptperson.“

„Ich muß doch bitten“, bemerkte der Bräutigam scheinbar gekränkt, „daß man mich nicht ganz übersieht.“

„Gaha, Professorchon! Man merkt, daß Sie zum erstenmal heiraten. Hauptsache ist die Braut, das merken Sie sich nur. Die wird angedichtet, angefangen etc. pp. — der Bräutigam, das arme Opferlämmchen, muß sich mit den verschiedenen Seitenhieben begnügen, die so nebenbei für ihn abfallen. Ist nicht immer angenehm, das können Sie glauben. Alles dreht sich um die Braut — unsereiner sitzt dort „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle“, denn die Kranzjungfern sind in rührender Weise bestrebt, das dem Bräutigam recht deutlich klar zu machen. Scheußlich! Verlassen Sie sich darauf! Ich habe auch geheiratet, aber — einmal und nicht wieder!“

Man lachte und der Professor zog ein bedenkliches Gesicht. „Das kann ja nett werden! Du, Anne, die Geschichte überlege ich mir besser noch.“

„Reut Dich Deine Werbung schon?“ Sie schob ihren Arm unter den seinen, und so wanderten sie zusammen im Zimmer auf und nieder. „Willst Du mich los sein? Du, dann wird das Lichtlein aus Mangel an Sauerstoff verlöschen —“

„Wirklich?“ Er suchte ihre Hand.

„Sonst würde ich es doch nicht sagen.“

„Und — der Märchenprinz, Anne?“

„Der — oh!“ Ein schelmisch-verlegenes Lächeln erblühte auf ihren Lippen. „Mit dem kämpfte ein König, und der hat ihn besiegt“, legte sie leise hinzu.

„Liebling!?“

„Pst!“ machte sie warnend und drückte zärtlich seinen Arm.

„Ja, ja, ich weiß schon — die anderen! O nun, herauswerfen möchte ich sie alle — alle — um Dir danken zu können für diese goldenen Worte — wie ich möchte, mein Liebstes Du!“

Anne schaute nieder auf die edelschöne Männerhand, die so fest und innig ihre Finger umschloß. Und wenn nun die anderen nicht gewesen wären, dann — wirklich — dann hätte sie die Hand geküßt — so dankbar war sie und so glücklich! Und vor kurzem noch hatte sie gedacht, daß allein Zürke Allmers — nein, wahrhaftig! Wie sang doch Carmen Sylva in ihrem reizenden Neckliedchen?

„Das Herz, das ist — ein Eselchen —“

Herbart stand neben Allmers am Flügel, dessen Finger über die Tasten glitten, während er zu ihm sagte: „So bleiben Sie doch, Herbart! Machen Sie dem Brautpaar die Freude.“

Herbart trommelte mit zitternden Fingern auf einem Notenblatt herum.

„Reden Sie mir nicht zu, Allmers, Sie könnten's bereuen! Übrigens — jeder ist sich selbst der Nächste — und deshalb gehe ich.“

Zürke klappete das Instrument zu und sah prüfend in des Kleinen blaßes Antlitz. „Was ist Ihnen eigentlich? Sie sind so sonderbar. Fühlen Sie sich noch immer nicht wohl?“

Herbart lachte — aber dies Lachen klang nicht froh. Wie ein Schrei klang es, und ein unistetes Flackern erwachte dabei in seinen Augen. „Natürlich bin ich wohl — ganz wohl — — und quetschvergnügt — das merken Sie nicht?“

Wieder jenes Lachen! Zürke wußte nicht, was er denken sollte. Ihm graute beinahe vor dem Kleinen.

„Sagen Sie mal, Allmers — wir kamen da neulich von unserer Wette ab“, er bemühte sich, recht ruhig, recht harmlos zu scheinen — „der Sandbank wegen. Entsinnen Sie sich?“

Zürke war befremdet. „Gewiß, aber Sie waren es doch, der —“

„Eben — doch jetzt reizt mich die Sache. Ich halte die Wette.“

Zürke war so erstaunt, daß er nicht sofort eine Erwiderung fand. Dennoch hegte seine arglose Seele noch kein Mißtrauen.

„Oder —“ Herbart blickte lauernd zu ihm auf — „oder — reut Sie das schnelle Wort von damals? War es vielleicht nur Renommage?“

Da brauste Zürke auf. Ihm schwellte die Borneesader. „Hüten Sie Ihre Zunge, Herbart!“

„Nicht so laut,“ zischte dieser, „man wird aufmerksam. Also — ja oder nein? Wenn Sie nicht feig sind —“

„Was ich damals behauptete —“ sagte Zürke finster — „das gilt auch heute noch —“

Durch Herbart's schwächliche Gestalt lief ein Zittern. Er schloß einen Moment tiefatmend die Augen.

„Gut —“ kam es dann kaum hörbar von seinen Lippen — „gut! — Und — der Preis —“

Um Zürke Mmers Lippen zuckte ein geringschätziges Lächeln. „Den zu bestimmen überlasse ich Ihnen.“

Der Kleine nickte. Dann faßte er Zürkes Arm, und seine Augen wurden groß, weit, und alles an ihm behte. „Der Preis ist Frau Hadwig!“

Zürke prallte zurück. War Herbart wahnsinnig?

„Einer muß gehen,“ fuhr jener in heiserem, erregtem Tone fort. „Sie oder ich.“

„Ah —“ Zürke war bleich geworden. Jetzt verstand er ihn.

IX.

Es ist ein Tag wie im April. Das Wetter launenhaft, unbeständig — Regen und Sonnenschein in jäher Abwechslung. Hadwig kommt aus den Dünen. Sie bevorzugt neuerdings zu ihren Spaziergängen die Einsamkeit des pittoresken Sandgebirges. Heute ist sie vollständig durchnäßt. Sie ist ohne Schirm draußen herumgelaufen, was sie mit Vorliebe tut. Der lange Gummimantel bietet ihr Schutz genug. Was schadet es, daß der Kleiderfaum augenblicklich trieft vor Nässe — sie ist pfadlos durchs feuchte Dünengras gewandert — er wird ja wieder trocken werden! Wenn es weiter keinen Kummer gäbe auf der Welt! Eben lacht die Sonne wieder einmal strahlend hernieder. Dünnes, zerrissenes Gewölk jagt der Sturm über den tiefblauen Himmel, doch in der Ferne, weit hinter Norderney steigt schon wieder eine dunkle Wetterwand drohend empor. Und ein Regenbogen spannt sich hochgewölbt über das Meer. Farbenschildernd steht er auf dem leuchtenden Saphirgrund des Wassers, wie das märchenhafte Tor, das zu der Schönheit Seligkeiten führt. Hadwig steht mit gefalteten Händen auf dem höchsten Gipfel einer Düne und schaut und schaut, mit großen, glückstrunkenen Augen. Vergessen ist des Lebens Weh, wie ein Wunder ist ihr's, daß sie dies hier erleben durfte!

Auf dem Heimweg trifft sie Herbart. Sie hat von der Wette noch keine Ahnung. Aber Anne weiß davon. Die kam jaft dazu, als Herbart und Mmers noch verhandelten, und sie war entsetzt. Doch all ihr Bitten hat nichts geholfen. Nur einen Aufschub, den erreichte sie.

„Ich will diesen Frevel nicht mit ansehen. Warten Sie, bis wir fort sind. Verderben Sie uns nicht so den Hochzeitstag.“

Und ihr zulieb verschob man den Austrag der Wette auf den vierundzwanzigsten. Anne war etwas beruhigt. Sie hoffte, daß in der Zwischenzeit ein Ausgleich zu stande kommen würde. Hadwig mußte irgendwie einschreiten. Aber Zürke, der jedenfalls ahnte, was in ihr vorging, zwang ihr das Versprechen ab, gegen jedermann zu schweigen — auch gegen Hadwig! Nur unter dieser Bedingung wollte er nachgeben. Und Anne blieb nichts übrig, als sich zu fügen.

Herbart geht dicht an Hadwigs Seite, und gelegentlich weiß er durch eine geschickte Wendung das Gespräch auf Zürke Mmers zu bringen. Sie weicht ihm zwar aus, antwortet kurz, einsilbig, doch er läßt sich nicht abschrecken. Er sieht, daß er sie

quält, und er empfindet eine grausame Freude darüber. Aber wie er nun sogar von ihrer Liebe zu Zürke reden will, bleibt sie entrüstet stehen und blizt ihn aus den blauen Augen zornig an. —

„Herbart, nehmen Sie sich in acht!“

„Weshalb denn?“ fragt er brutal. „Wollen Sie es vielleicht leugnen, daß er Ihnen teuer ist?“

„Nein! Warum soll ich das leugnen?“ Stolz wirft sie den Kopf zurück. „Doch — ich rate Ihnen: mäßigen Sie sich, Herbart! Ein Wort noch in dieser Angelegenheit, und Sie sind mein Freund gewesen! Ich habe Sie bisher für einen feinfühligem Menschen gehalten, doch wenn Sie so —“

Er läßt sie nicht ausreden. Er weiß sich nicht mehr zu helfen. „Ich will ja nur Ihr Bestes, Hadwig“, als er das sagt, bildet er sich ein, daß es wirklich so ist, „glauben Sie mir doch! Dieser Mmers liebt Sie nicht, wenigstens nicht so, wie —“ erschrocken verstummt er. Sein Geheimnis! Nein, das darf er nicht preisgeben — nie und nimmer! Das wäre das Ende!

Hadwig nickt leise. „Er liebt mich nicht! Ich habe es einmal gedacht, aber das war wohl ein Irrtum.“

„Und trotzdem?“ Er macht ein jammervolles Gesicht.

„Ich kann nicht anders, ich muß ihn lieben!“

„Hadwig, haben Sie keinen Stolz? Rufen Sie den zu Hilfe gegen diese unwürdige —“

„Schweigen Sie!“ herrscht sie ihn an. „Was wissen Sie von der Frauenseele! Was von dem Stolz! Ach, lassen Sie mich!“

Damit läßt sie ihn stehen und geht mit schnellen Schritten über die Wiesen heimwärts.

„Du!“ Nachstürzen möchte er ihr, sie zurückhalten und ihr mit heißen Worten sein wahnsinniges Begehren offenbaren! „Du — Du — Du —“ Er wirft sich ins Gras und weint wie ein Kind. Dann überlegt er. Nein — Mmers soll sie auch nicht haben! Er gönnt sie keinem — keinem! Mmers wird untergehen bei dem Schwimmversuch — sicher — und er — Herbart — wird auch untergehen — — — nicht schwimmend zwar — bah — sterben müssen alle — sterben ist besser, als Leben! Elendes Dasein!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Quelle des Glücks.

Novellette von B. Gerwi.

Ein sonnenfroher Morgen wars.

Blauer Nebel umhüllte die nahen bewaldeten Höhen und lagerte sich über den weißen Häusern, die nicht an der Landstraße gebaut waren. Wie ein zahmes Gebirgsbächlein, rieselnd und plätschernd, floß die Tepl dahin, über hunte Steine und schimmernde Kiesel, umrahmt von den hohen Steinmauern, die ein gefährliches Anschwollen des Flüsschens eindämmen sollten. Tausende pilgerten an der hohen Wehr entlang; tausende von Menschen aus allen Gegenden der Welt. Lebhaftes Stimmengewirr machte sich bemerkbar, das internationale Gepräge gab allem feiner besonderen Reiz.

„Schaun Sie, liebe Mutter“, sagte der stattliche junge Mann mit den forschenden Augen zu der älteren Dame, die ihm voranging, während er an der Seite eines jungen, reizenden Mädchens folgte — „schaun Sie, bis zur ersten Etage der Häuser am Kai ist damals — kaum ein Jahrzehnt ist vergangen — der Strom gestiegen . . . Karlsbad war in größter Gefahr; damals drehte es sich nicht allein um Menschenleben und reiches Besitztum, nein . . . die ganze, bis in alle Fernen berühmte Sprudelstadt wäre verloren gewesen, wenn das Wasser in das Bett der heißen Quellen gedrunken und diese vernichtet hätte. . .“

„Gina, merke Dir die Jahreszahl“, sagte Frau Konsul Vedner, indem sie die moderne, kurze Vornette hob, „dabei muß man nachher zu Haus erzählen . . . übrigens möchte ich hier nicht wohnen, lieber Schwiegerjohn, es ist zu städtisch und gewiß nicht komfortabel.“

„Aber nur nicht zu weit vom Brunnen, Mama . . . natürlich muß ein Gärtchen vor der Tür sein . . . mit vielen Rosen, Klaus; Du kennst ja meine Passion.“

Wie liebkosend strich sie über das purpurrote Rosensträußchen, das sie im Gürtel trug.

„Wir werden suchen und finden, Liebling. Bitte, Mama, hier über die Brücke, erst müssen wir uns das Herrlichste von Karlsbad, den Sprudel, ansehen, das Wahrzeichen der Brunnennstadt, das ihren Ruf in allen Fernen begründete, aus dessen Schaumperlen ungezählte Leidende sich Gesundheit und neue Kraft getrunken haben und das auch Ihnen, liebe Mutter, zum Borne des Heils werden soll . . .“

„Wie gut Dein Schatz reden kann, Gina!“ lobte die Mama. Das junge Mädchen hing sich fester in den Arm des Berlobten und blickte ihn strahlend an; alle drei aber schwiegen dann, von dem gewaltigen Eindruck ergriffen, als sie der Sprudelhalle näher kamen und das Wunder erblickten, das der Glaspalast barg. Ein zauberhafter Anblick war's.

Draußen wogte die Menge plaudernd und lachend, drinnen um das große steinerne Bassin herum wars still, fast wie in der Kirche. — Die Offenbarung der Natur wurde angestaunt, der geweihte Trank mit Andacht geschlürft . . . Seitere Klänge tönten vom nahen Orchester und zauberten ein Lächeln auf die vergnügten Gesichter mancher Kurgäste, die schleichenden Schritte schienen lebhafter zu werden, kräftiger die nutzlosen Bewegungen.

„Hier sollst Du auch trinken, Mutterchen, der Professor hats gesagt, und ich begleite Dich jeden Morgen; es ist zu erhaben und zu interessant. Klaus kann unterdessen seine Studien machen. Hast Du die Rumänin gesehen, den russischen Popen, die Zirkassierin . . . o die malerische Tracht, die dunklen Augen, und so viel leidende Gesichter, da wirst Du sicher etwas Passendes für Deine Magdalena finden.“

Ganz aufgeregt war die blonde, reizende Gina. „Meine süße kleine Braut“, flüsterte der junge Künstler und sah liebevoll herab in das glühende Mädchen Gesicht. „Dann aber gehen wir in die Berge“, malte er weiter die sonnige Zukunft aus, „hoch hinauf, wo wir dem großen Gott ein Stück näher sind, da juble ich ihm meinen Dank entgegen, daß ich Dich gefunden und Dich halten darf, mein Liebling, mein alles!“

Die Frau Konjul musterte mittlerweile scharfen Blickes die Morgentoiletten und nickte befriedigt; sie konnte die Konkurrenz aufnehmen mit den geschmackvollen Koben, die noch unausgepackt in ihren riesigen Koffern lagen: die dunklen Brunnenklieder mit den schweren echten Spitzen, die Dinertoiletten in schimmernder Seide, die pompösen Abendmäntel, um sie auf der Alten Wiese, der eigentümlichen Karlsbader Promenade, zu zeigen.

Weiter waren sie gewandert, am Stadtpark vorbei, schon ein wenig ermüdet von all dem Suchen.

„Hier ist Logis!“ rief Gina freudig und blieb vor einem hübschen Hause stehen. „Im ersten Stock . . . mit Balkon, das Rosengärtchen davor; so hab ichs mir gedacht, Mama.“

Es ist auch grad' heuer noch durch Zufall frei“, lockte die Wirtin, „die Herrschaften aus Wien haben abgeschrieben . . . zwei Zimmer und ein feiner Salon, grad' recht . . . und alles schön und neu z'recht gemacht . . . und so still . . . fürs junge Paar.“

Die Frau Konjul erklärte die Situation. „Schon recht“, rief die Vermieterin, „oben im dritten Stock nach rückwärts ist noch ein' Stub' frei . . . mit einer so schön'n Aussicht, daß gar niemand herunter möcht' — übers ganze Egertal.“

Man wurde bald einig, und mit Behagen quartierten sich die Gäste ein.

Oben rückwärts im dritten Stock stand der junge Maler Klaus Diestel am Fenster und konnte sich nicht satt schauen an der herrlichen Aussicht.

„Hier ist's gut sein“, sagte er leise, „als ob endlich einmal das Glück sich heimisch bei mir machen wollte — als ob ich all den Kummer und die Entbehrungen vieler Jahre vergessen sollte . . . eine feste Anstellung an der Akademie, das holde Mädchen meine Braut, in kurzer Zeit mein Weib. Aber der gute Schwiegerpapa wird sich nicht in mir geirrt haben, auch hier will ich die Zeit gut benutzen . . . meine Skizzenbücher sollen meine steten Begleiter sein.“

Er horchte auf. Vom Balkon lönte Ginas heiteres Lachen herauf.

Ja, ihr glänzte des Lebens Sonnenschein, keine Sorge, kein Leid hatte Steine auf ihren Jugendpfad geworfen, die kleinen Füßchen tänzelten durch das Dasein. Sie liebte ihren Klaus über alles, sie hegte innige Dankbarkeit im Herzen, daß die Eltern ihre Wahl gebilligt, den Sohn so liebevoll ans Herz genommen hatten.

Wie war die Welt so schön! Wie lagen die Wochen des Beisammenseins so herrlich vor ihr! Ihr war seltsam zu Mute. Tränen traten ihr in die braunen Augen. Der Duft der zahllosen Rosen drang zu ihr herauf, die Vögel sangen in den

dichten, grünen Zweigen . . . das junge Mädchenherz konnte die Fülle von Glück kaum ertragen.

Und so vergingen die Tage in der Erfüllung der Badepflichten, im angenehmen Verkehr, bei schönen Ausfahrten, bei noch schöneren Spaziergängen.

Die Mama thronte in dem vornehmen Park an der Spitze anregender Damengesellschaft, sie nahm Lobsprieche entgegen über die reizende Tochter und den genialen Schwiegerohn, sie bestellte Forellen für die vom langen Wandern ermüdeten Kinder und rechnete Kellnern ganz genau nach, ob sie auch nicht ein paar Heller zuviel berechnet hatten.

Das junge Paar weilte stundenlang auf den Höhen; anständig stand es an der Ecco homo-Kapelle auf dem Gipfel der Berge. Oftmals nahm Klaus sein Skizzenbuch zur Hand, dann wieder gingen sie Hand in Hand die steilen Wege entlang, pflückten von den wilden Rosen und jubelten frohen Muts hinab ins Tal.

„Mama, ich bin so glücklich“, juchzte Gina einst nach solchem Spaziergang, „und Klaus ist's auch . . . was er nur an mir haben mag, ich bin doch so unbedeutend, er hätte ganz gewiß andere, schönere und klügere Mädchen erringen können. O, Du wirst sehen, Mama, wie berühmt er noch werden wird, wenn erst seine Magdalena in die Ausstellung kommt . . . Ja, ich bin beneidenswert durch seine Liebe.“

Die Mama wehrte ab. „Sei nicht überschwenglich, Kind, und nicht allzu bescheiden; er macht auf alle Fälle an Dir eine sehr gute Partie. Du bist hübsch, bist gut erzogen, Papa wird Euch ein schönes Nestchen einrichten . . . und einmal mußt Du es ja wissen, Gina, daß immerhin Klaus mit seiner Familie gerade keinen Staat machen konnte, es hätte sich doch mancher daran gestoßen . . . Freilich, es ist ja bei uns in der großen Stadt nicht so bekannt geworden . . . aber Papa hatte gründliche Erkundigungen eingezogen. Da hörte er denn von einer sehr leichtsinnigen Schwester, die alles versteht Du . . . alles aufs Spiel gesetzt, die ihre Heimat, ihre Mutter verlassen und Schande über sie gebracht hat. Seit Jahren ist sie verschollen . . . Du brauchst es Deinem Bräutigam nicht zu erzählen, daß ich es Dir erzähle.“

Schwere Tränen tropften aus Ginas Augen. „Mama“, sagte sie leise, „ich weiß es. Er hat es mir längst gesagt, und das ist das Richtige gewesen. Wir wollen alles miteinander tragen. Daß seine arme Mutter daran zu Grunde gegangen, das nagt an seinem Herzen . . . der alten Frau letzter Wunsch war, daß Klaus die arme betörte Rosa suchen und ihr der Mutter Vergeltung bringen sollte. Aber wo soll er sie finden, wo? Doch da höre ich seinen Schritt, still Mama, kein Wort, um Gottes willen, störe seinen Frieden nicht.“

Die Natur stand auf der Höhe ihrer Schöpfungskraft, es war eine Blütenpracht ohne Ende. Rosen, Rosen, wohin man sah, weiße, rote, gelbe, Bentifolien, Moosröschen, Erzeugnisse fremder Kulturen, Wildlinge am Bergesrand.

Gina stand in ihrem Gärtchen, mitten in der Herrlichkeit und atmete den Duft ein. Ihre Augen blickten in die Ferne. Tiefblau der Himmel, in den die dunklen, grünen Tannen hinauzuwachsen schienen. Die Sonne stand hoch am Firmament und sandte ihre glühenden Strahlen.

Aber nicht lange währte es, da zogen graue schnelle Wolken herauf, die anfangs zerflatterten, sich aber wieder zusammenballten . . . drohend, das Behagen verschleichend.

Das Mädchen war blaß, ein trauriger Zug umspielte den kleinen Mund, leise seufzte sie . . . Ihre frohe Stimmung war dahin. Auch heut war Klaus lange fern geblieben, wie mehrfach schon in den letzten Tagen.

Eine Veränderung war mit ihm vorgegangen, das Auge der Liebe sah scharf, — wohl zeigte er sich zärtlich; aber es duldete ihn nicht lange in ihrer Nähe. Schon früh am Morgen verließ er das Haus, die bisherigen Spaziergänge unterblieben; eine Arbeit schloßte er vor, eine dringende Arbeit, bei der sie nicht Zeuge sein sollte . . . wie abtüttend küßte er immer wieder und wieder Ginas Hände, Wangen und Mund, — er legte in einsamen Momenten den heißen Kopf in ihren Schoß; es schien ihr, als ob er weinte.

„Frag' mich nicht, Liebling“, hatte er gesagt, „es ist etwas in mein Leben getreten . . . ich werde es überwinden, bald. Glaube an mich, vertraue mir und meiner Treue.“

Die ersten Wolken an dem Himmel ihres Glückes waren erschienen; sie wollte sie verschleichen, sie vermochte es nicht. Gefühle stiegen in ihr auf, die sie nie gekannt; trotz aller Gegenwehr überfiel sie ein Zweifel, ein Argwohn. Wäre es möglich, konnte der Geliebte ihr geraubt werden, ihr untreu werden?

„Eine Frau ist im Spiel“, ängstigte sie sich, „es kann nicht anders sein, vielleicht eine frühere Verbindung, man hat ihn viel verehrt, ihn angebetet. . . er kann nicht immer empfindungslos gewesen sein. Gott, Gott, schütze mich, lasse mein Glück nicht untergehen!“

Der Mutter verbarg sie ihre Sorge. Die oberflächliche Frau glaubte an nötige Arbeiten, an künstlerische Vorbereitungen und wußte kaum, daß Gina so viel allein; vielleicht, daß er zum bevorstehenden Geburtstag eine Überraschung vorhatte . . . ein Bild etwa . . . so meinte sie harmlos.

Auch Gina hoffte auf diesen Festtag.

„Morgen, morgen“, flüsterte sie, als sie mit der Mutter noch abends am Sprudel war und ihr den heißen Becher reichte.

Den ganzen Tag war Klaus heute ferngeblieben. Sie konnte nicht anders, sie mußte laut aufweinen.

„Morgen, morgen“, tröstete sie sich, „als sein einziges Geschenk will ich mir sein Vertrauen erbitten. Still, waren das nicht seine Tritte?“

Die Nacht, die stille Sommernacht war hereingebrochen, dunkel wars unten im Garten, aber sie hörte ihn flüsternd hastig mit der Wirtin sprechen.

Einen Blick warf er hinauf zu den erleuchteten Scheiben, er ahnte nicht, daß seine Braut noch einsam auf dem Balkon war, verborgen durch Blumen und Blätter.

Von Rosenstrauch zu Rosenstrauch ging er jetzt und schnitt die Blumen ab. Alle, unbarmherzig; er sammelte sie in einem Korb und trug sie mit sich fort.

Freudig schlug Ginas Herz.

„Für mich, für mich!“ hauchte sie. „Ach, nun wird alles, alles wieder gut.“

Ein Sonntagmorgen kam, ein Feiertag in der Natar, ein Feiertag für die junge Braut. Liebesworte und Liebesgaben vom Vater daheim, von der Mutter wertvolle Geschenke, echte Spitzen, Zeichen der Karlsbader Industrie, von dem ersten Gärtner des Badeparkes wurde in entzückender Ausstattung ein großer duftender Rosenstrauch mit einem warmen Glückwunsch des Bräutigams gebracht . . . aber enttäuscht sah Gina die Gabe an.

Das waren nicht ihre Lieblinge unten aus dem Gärtchen, nicht die herrlichen Malmaison, die La France, deren Entwicklung sie täglich beobachtet hatte. Wo waren sie geblieben . . . wem hatte er sie übergeben?

Spät am Nachmittag kam er, bleich und still, sich nur mühsam beherrschend.

Er wollte sie nicht aus den Armen lassen, aber sie entwand sich ihm.

„Es ist ja nur Mitleid von Dir, Klaus, Du liebst mich nicht mehr. Sprich die Wahrheit, heut ist kein Tag der Freude für mich“ . . . sie hing fassungslos in seinen Armen. „Heut, möcht ich sterben.“

„Gina!“

„Alle Rosen fort aus dem Garten, alle, alle; ich sah Dich gestern Abend, aber nicht für mich hast Du sie gepflückt, nicht für mich.“

Er zog sie zärtlich in eine Ecke auf den Balkon, dann setzte er sich zu ihr und nahm ihre Hände in die seinen.

„Höre mich, Gina“, sprach er mit schmerzfüllter Stimme, „willst Du wissen, wem ich die Rosen gegeben? Heut kann ichs Dir sagen, wo alles vorüber ist; ich durfte, ich konnte nicht früher, denn ein Schwur schloß mir den Mund. So wisse denn, mein Liebling; Ich habe meine arme, unselige Schwester, die franke Rosa, hier am Plage wiedergefunden, ganz plötzlich, eines Tages, als ich einen einsamen Weg wandelte und an mein Bild dachte. Da begegnete mir ein krankes immer noch schönes junges Weib, — unsere Blicke trafen sich, ich kannte sie nicht, aber eine Empfindung wallte in mir instinktiv auf, hier ist ein Ausdruck für meine Magdalene. Da tritt sie auf mich zu, zitternd und die blauen Augen fest auf mich gerichtet. „Klaus, Du bist, Bruder Klaus; sieh mich an, habe ich mich denn so verändert?“ Sie streckte mir die Hände entgegen, — Rosa . . . Du bist? So elend, so vergrämt! Alles Schlimme war vergessen, Jugenderinnerungen tauchten auf, meiner Mutter letzte Wünsche tönten an mein Ohr . . . Gina, brauch ich Dir zu sagen, wie die alte Liebe erwachte, wie das Mitleid mit der Unglücklichen in mir überströmte? Ihr letzter Ausgang wars. Erlaß mir das Weitere, das Herbe dieses Wiedersehens, ihre Klagen, ihre Reue; sie suchte nichts zu beschönigen, sie bejammerte ihren Leichtsin. Das alte Lied: Anfangs war ihr Weg mit Edelsteinen bestreut, dann wandelte sie auf Dornen, die Perlen verwandelten sich in Tränen, — ich malte sie noch in ihren letzten Stunden, ich log Dir nicht, ich dachte dabei an meine Magdalene. Von Dir mußte ich ihr erzählen, sie segnete Dich und unsere Liebe. — Gestern Abend ist sie heimgegangen;

spät wurde sie nach dem Friedhof gebracht, oben in den Bergen, ich konnte beim Gärtner keine Blumen mehr austreiben, es war zu spät — da vertraute ich mich unserer Wirtin an, die mir den Raub an den blühenden Sträuchern gestattete. Nun weißt Du alles, meine Gina. Habe Dank für Dein Tränen, sie entführen das arme Weib — so konnte die Bruderhand noch die blauen Augen zudrücken, so konnte Brudertreue ihr noch den letzten Blumengruß aufs Totenlager streuen.“

Er konnte nicht weiter sprechen, seine Stimme brach . . . Das erschütterte Mädchen umfing ihn innig, als wollte sie ihn nie mehr frei geben; sein Antlitz war von ihren Tränen beneht.

„Vergib mir, Du Einziger, ach, vergib mir, daß ich auch nur einen Moment zweifeln konnte; mein armer, mein heißgeliebter Klaus, was hast Du gelitten! — Laß mich mit Dir weinen, laß mich mit Dir gehen, wenn sie der Erde übergeben wird. Still, Mama kommt! Sie soll nichts erfahren . . . es darf ihre Kur nicht stören, — ich trage es mit Dir, mein Klaus, ich schmücke mit Dir der Schwester Grab, ich bete mit Dir um ihren Frieden.“

„Aber Kinder, wo bleibt Ihr denn?“ Harmlos lächelnd erschien die stattliche Frau auf dem Balkon. „Habt Ihr Euch denn noch nicht genug erzählt? Ich will auch mein Teil davon haben. Na, hat Ginas Absolution erteilt, daß Sie so fleißig nach Motiven gefragt haben, lieber Klaus? Ihr Malersleute seit die Schlimmsten, Ihr habt den Vorwand immer bei der Hand. Sind so erregt, mein Geburtstagskind? Wie Dir die Wangen krennen . . . da werdet Ihr den kühlen Trunk nicht verschmähen, den ich Euch spende. Siehst Du, mein Kind, jetzt rebanchiere ich mich und kredenze Dir ein Glas — Sprudel, von dem ich leider nicht mittrinken darf. — Euer Wohl in perlendem Sekt!“

Die Gläser erklangen.

Die Bläslein stiegen und fielen in dem glitzernden Schaum, just wie bei dem segensreichen Wahrzeichen der Bäderstadt . . . das edle Maß, das Ginas Augen entströmte, fiel langsam herab. Aus umflorten Augen sah sie den Geliebten an und hielt ihm den Pokal entgegen . . . mit stürmischen Wunsch.

Er verstand sie.

## Aus aller Welt.

Die Empfindungen eines Ertrinkenden analysiert der amerikanische Arzt Dr. med. James M. Lawson auf Grund seiner eigenen Erfahrungen in einer Art, die zu den Vorstellungen, die man sich gewöhnlich darüber macht, in einem starken Gegensatz steht. Er machte den Untergang des amerikanischen Dampfers „Bokhara“, der auf der Fahrt von Shanghai nach Colombo in einen Teufel geriet, mit. Nachdem den ganzen Nachmittag schwere Seen fortgesetzt über das Schiff gegangen waren, fuhr es kurz vor Mitternacht mit einem heftigen Krach auf ein Riff, und in noch nicht einer Minute lag die „Bokhara“ auf dem Grunde der Straße von Formosa. „Der schreckliche Krach“, schreibt der Arzt, „machte mir sofort den ganzen Ernst der Lage klar, ich zog den Rettungsgürtel herunter, warf meinen Gefährten zwei zu, band den dritten um und stürzte nach oben, um die Brücke oder die Tafeldecke zu erreichen. Es war keine Zeit zu psychologischen Studien übrig; trotzdem kann ich nie vergessen, wie alle Passagiere wie gelähmt schienen, und selbst meine Gefährten, tüchtige Militärs, hatten keine Ahnung, was zu tun war. Die Stewards stießen verzweifelte Schreie aus und versperren den Salongang zum Deck, und nur durch Gewalt konnte ich ihnen nachdrängen, gerade noch zur Zeit, da die erste schwere See sogleich die Kajütdecke niederfallen ließ. Auf Deck ging ich sofort zur Brücke und erstieg die Stufen, als ein völliger Wasserberg von oben und von unten zu kommen schien und mich mit dem Kopf gegen die Brücke stieß und mir eine vier oder fünf Zoll lange Schnittwunde an der Schädelhaut beibrachte. Ich erinnere mich, daß ich dann versuchte, mich durch die Kelling der oberen Brücke durchzukämpfen. Das Schiff ging augenscheinlich schnell unter, und ich wurde mitgezogen. Ich machte klar unter Wasser und schwamm sogleich, um die Oberfläche zu erreichen, wie ich glaubte, augenscheinlich aber nur, um weiter unterzugehen. Die Folge dieser Bemühung war eine Abnahme des Atems, und nach 10 bis 15 Sekunden konnte die Einatmung nicht länger zurückgehalten werden, und ein furchtbarer Druck auf der Brust begann sich zu entwickeln. Infolge der großen Schmerzen in der Brust beim Ein- und Ausatmen fühlte ich mich wie in einem Schraubstock, der allmählich festgeschraubt wurde, bis ich ein Gefühl hatte, als ob

das Brustbein und die Wirbelsäule brechen müßten. Vor vielen Jahren pflegte mein alter Lehrer Sir Henry Littlejohn den schmerzlosen Tod des Ertrinkens zu beschreiben, „wie wenn man auf schöne grüne Felder fällt“; das blühte mir durch den Sinn, und ich sagte mir: „Armer alter Littlejohn — diesmal war's nicht ganz richtig.“ Das „Schlucken“ wurde häufiger, und dann erlosch die Hoffnung. Obgleich ich kein Land gesehen hatte, wußte ich sicher, daß es nahe war, und ich hatte gehofft, wieder an die Oberfläche zu kommen. Der Druck schien nach diesem zehnmaligen schnellen „Schlucken“ unerträglich, aber allmählich, als die Kohlenäure im Blut anwuchs, wurde der Schmerz gelinder. Gleichzeitig kamen die Atmungsanstrengungen mit dem begleitenden Wassererschlucken in längeren Zwischenräumen. Dabei schien ich in einem angenehmen Traum zu sein, hatte aber genug Willenskraft, um an Freunde zu Hause zu denken und lebhaftere Erinnerungen mit der Deutlichkeit des Anblicks an die Grampians zu bewahren, die mir in der Jugend vertraut waren. Ehe ich schließlich das Bewußtsein verlor, hatten die Brustschmerzen völlig aufgehört, und die Empfindung war tatsächlich angenehm. Wie lange ich im Wasser zugebracht habe, kann ich nicht sagen, aber ich denke etwa zwei Minuten. Ich wurde unter Wasser sehr gehindert durch die vorhergehende Anstrengung, auf Deck zu kommen, und dann durch den betäubenden Schlag auf den Kopf, so daß beim Untergehen fast nur noch zurückbleibende Luft in den Lungen war. Beim Versuch der Einatmung wurde der Mund sogleich mit Wasser gefüllt, und da der Kehldeckel den Kehlkopf schloß, begann sogleich das Schlucken. Ich glaube, daß der Kehldeckel nur während der kurzen Ausatmung nach jedem Versuch der Einatmung nicht geschlossen war. In dem Artikel über das Ertrinken in der „Encyclopaedia Britannica“ heißt es: „Der Ertrinkende kämpft mit seinen Atmungsanstrengungen darum, die Oberfläche zu erreichen — dabei zieht er Wasser in seine Luftröhre, was Husten verursacht.“ Ich weiß nicht, wie es möglich ist, daß ein Mensch unter Wasser hustet; erst nach der Bewußtlosigkeit kann Wasser in die Luftröhre kommen. Ich habe Leichen von Ertrunkenen in Songkong geprüft, „Schaum in der Luftröhre“ ist nichts weniger als ein ständiges Zeichen. Kapitän Marrhats Erfahrungen beim Ertrinken waren eher angenehme Empfindungen, und Sir Henry Littlejohn scheint sich mehr an Marrhats Worte gehalten zu haben. Beide haben Unrecht. Als das Bewußtsein zurückkehrte, befand ich mich an der Oberfläche des Wassers und konnte etwa zwölf gute Einatmungen machen. Ein flüchtiges Aufblitzen zeigte mir das Land in etwa 400 Meter Entfernung, und ich benutzte zuerst einen Ballen Seide und dann ein langes hölzernes Brett, um zum Ufer zu kommen. Diese und der Rettungsgürtel waren von großem Nutzen, daß mein Körper in der stürmischen See nicht auf das Riff geworfen wurde. Trotzdem waren Füße, Kniee und Lenden arg zerschunden. Beim Landen hinter einem schützenden Felsen brauchte kein flüchtiges Erbrechen künstlich erzeugt werden. Jedenfalls glaube ich nicht, daß viel Wasser die Luftröhre heruntergekommen ist. Es wäre interessant, festzustellen, wann der Kehldeckel nicht mehr arbeitet.“

(Nachdruck verboten).

### Rätsellecke.

#### Bilderrätsel.



#### Anagramm.

Nepos, Talar, Launen, Emil, Rain, Enkel, Streich.

Von vorstehenden Wörtern sollen durch Umstellung der Buchstaben neue Hauptwörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben im Zusammenhang einen weiblichen Vornamen ergeben.

#### Buchstabenrätsel.

Mit o ist's drauf, mit i ist's drin.  
O bietet Trug, i bietet Sinn.  
O ist beim Trinken und Wasen in Brauch,  
I, stammt's von Tieren, ist man's auch.

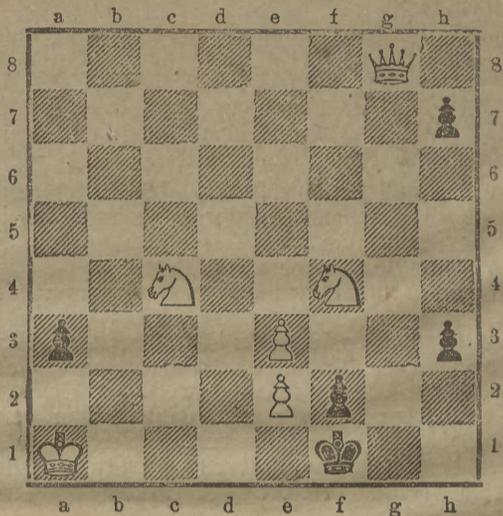
#### Gleichung.

$$(a-b) + c - (d-e) + (f-g) = x$$

- a bekanntes Heilbad.
- b Mineral.
- c Mitteilung.
- d Stolz des Soldaten.
- e Vorfahre.
- f Musikinstrument.
- g Nahrungsmittel.
- x männlicher Vorname.

#### Schachaufgabe.

Von G. Baumann in Bremen.



Weiß.

(6+5)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge Matt.

#### Auflösung des Bilderrätsels.

Der Klügere gibt nach.

#### Auflösung der Geheimschrift.

Zwischen heut und morgen  
Liegt eine lange Frist;  
Lerne schnell besorgen,  
Da Du noch munter bist.

#### Auflösung des Ergänzungsrätsels.

Paul, Ossa, Agio, Bier, Erde, Amos, Kopf, Erna.  
Passagierdampfer.

#### Auflösung des Scherzrätsels.

Känguruh.

#### Auflösung des Reihenrätsels.

Louisiana, Wolga, Bahnwärter, Briefträger, Steinwall, Schwager,  
Busenfreund, Andalusien, Fischwein. — Lohengrin.

#### Auflösung des Rätsels.

Morgen.

#### Auflösung des Kreuz-Silberätsels.

Ei	fer	
Ha	sen	Eifer, Hasen, Segel, Anna,
Se	gel	Eisen, Haser, Hagel, Sense,
An	na	Angel, Nase, Nagel, Ferse.

Richtige Lösungen gingen ein von: Minna Mack, Alfred Damm, August Schwantes, Gertha und Ernst Becker, Anna Meyer, Hans S., Wilhelm und Emma Grobmann, Bromberg. Käthe Engelhardt, Essen-Muhr.